

wollen als Teilaspekte eines ganzheitlichen Menschenbildes verstanden werden. Die Nachentwicklung zunächst schicksalhaft ungenügend entwickelter, vernachlässigter, fehlgeleiteter oder überfremdeter und unterdrückter Teilaspekte unseres Wesens kann die erworbene Struktur verändern und vervollständigen zugunsten jener vorschwebenden Ganzheit oder Reife, Abrundung, in dem Ausmass, wie es der Einzelne für sich zu erlangen vermag.

Wir gehen also hier von vier allgemeingültigen Grundeinstellungen und Verhaltensmöglichkeiten gegenüber den Bedingungen und Abhängigkeiten unseres Daseins aus, wobei uns das kosmische Vorbild der lebendigen Ordnung und Ausgewogenheit scheinbar unvereinbarer Gegensätze vorschwebt.

Das Beibehalten der Begriffsbezeichnungen aus der Neurosenlehre für die vier Strukturtypen, auch für den so genannten Gesunden, hat praktische Vorteile, weil bei diesen Begriffen immer zugleich die lebensgeschichtliche Entstehung und die neurotische Variante mitgesehen werden kann; zugleich haben sie sich inzwischen so weit eingebürgert, dass eine Neubenennung überflüssig erscheint. [...]

Ich habe es [...] vermieden, die im Schrifttum meist anzutreffende Unterscheidung zwischen Angst und Furcht aufzugreifen. Sie war mir für mein Grundkonzept unwesentlich; zudem erscheint sie mir auch nicht zwingend und überzeugend genug, wie es in der Unsicherheit der Verwendung beider Begriffe im üblichen Sprachgebrauch zum Ausdruck kommt: Wir sprechen sowohl von Todesangst wie von Todesfurcht und können die beiden Begriffe nicht ohne Gewaltigkeit differenzieren. Der gewöhnlich gemachte Unterschied, Furcht auf etwas Bestimmtes, Konkretes zu beziehen, Angst dagegen auf etwas Unbestimmtes, mehr Irrationales, mag eine gewisse Berechtigung haben, ist aber auch nicht immer stichhaltig, wie etwa bei der Gottesfurcht, die nach obiger Unterscheidung Gottesangst heissen müsste. Ich habe daher bewusst darauf verzichtet, eine begriffliche Trennung von Angst und Furcht hier vorzunehmen.

Angst und Ängste

Horst-Eberhard Richter

Es ist eine wohl gängige und verständliche, aber selten verständige Selbsttäuschung, wenn wir meinen, dass wir mit offenem Blick der Welt um uns und den Zuständen in uns begegnen. In Tat und Wahrheit können und wollen wir nicht alles sehen, was für uns und für unser Leben von im Zweifel entscheidender Bedeutung ist. Der folgende Beitrag illustriert an den Beispielen der Todesangst, der Versagensangst und der Fremdenangst die Ursachen, Formen und Auswirkungen der Verdrängung des Todes in einer – wie der Autor es nennt – Okay-Gesellschaft, des pathologischen und pathogenen Leistungsdictats in einer auf Erfolg fixierten Gesellschaft und der Fremdenangst jener, die im Anderen Teile ihres Selbst hassen und fürchten. Der Reiz des Textes liegt darin, dass sein Verfasser die kühle Kompetenz des Psychoanalytikers mit der Leidenschaft des «citoyen» verbindet. Der Abschnitt über die Fremdenangst und den Fremdenhass wird illustriert durch den Rückgriff auf bundesdeutsche Verhältnisse. Er wird an dieser Stelle abgedruckt in der Hoffnung, dass der nichtdeutsche Leser die simple Frage stellt und wenigstens für sich ehrlich zu beantworten sucht: und bei uns?

It is a most common and gross self-deception to believe that we are willing and able to have an unbiased and complete view of the outer world and of our inner self. A great many facts elude us and we try to get away from quite a number of facts. Richter's paper discusses why and how we attempt not to face our fear of death, why and how we fear of not performing up to our own expectations and the expectation of others, why and how we fear him who is different, whose religion is not ours, whose moral sense differs from ours,... Though the author's examples of xenophobia are taken from the German context, the non-German reader should not skip them; it may be useful to ask and to answer the question: What about my own country?

Das Angsttabu

In manchem erinnern die Wohlstandsbürger der westlichen Industrieländer an den «letzten Menschen», wie ihn Nietzsche im «Zarathustra» beschrieben hat – den Menschen, der das Glück erfunden glaubt, am längsten lebt, es sich bequem macht, der achtsam einhergeht, weil Krankwerden als sündhaft gilt, der nicht mehr über Steine und Menschen stolpern will und sich mit ein wenig Gift ab und zu angenehme Träume und sich am Ende mit etwas mehr Gift ein angenehmes Sterben bereitet. Vielleicht ahnte Nietzsche bereits, dass es einst einen grossen Katalog von Psychopharmaka geben würde, mit denen sich inzwischen wachsende Volksmassen vor Angst, Leiden und Verstimmungen zu schützen versuchen. In unserer modernen Wohlstandskultur herrscht eine neue Moral.

Es ist die Okay-Moral. Man will nicht mehr erschrecken, so wie man andere nicht mehr erschrecken darf. Man lächelt einander zu, so wie es auf hunderttausend Reklamepostern und Fernsehspots nur strahlend unbekümmerte und gesunde Gesichter gibt. Sympathisch ist, wer sich als fit und munter inszenieren kann und seine Umgebung entsprechend ansteckend aufmuntert. Jeder des anderen Entertainer – das wäre der Idealzustand.

Wer offen zeigt, dass er Kummer, Schmerz oder Angst hat, sollte lieber nicht unter die Leute, besser gleich zum Lebensberater, Arzt, Psychotherapeuten oder in ein Sanatorium gehen. Natürlich soll für Kranke, Behinderte, Gebrechliche gesorgt werden. Aber man will davon möglichst wenig sehen. Was man nicht sieht, stört nicht die verleugnende Selbstsicherheit.

Die Aufrechterhaltung der Verleugnung fördert eine internationale Beschwichtigungs- und Zerstreuungsindustrie. Sie beschäftigt auf allen Ebenen Animatoren und Verdrängungshelfer. Alle lehren sie positives Denken, von den TV-Showmastern bis zu den grossen politischen Kommunikatoren. Amerika ist das Vorbild. «Entertainer zu sein ist wunderbar», schreibt N. Postman in seinem Buch: «Wir amüsieren uns zu Tode». «In Amerika ist nämlich Gott mit denen, die das Talent und das Format haben, andere zu amüsieren, gleichgültig, ob sie das nun als Prediger, Sportler, Unternehmer, Politiker, Lehrer oder Journalisten tun.» Unübertroffene Leitfigur im Fach Politik ist immer noch jener unverwüsthche, alle Zweifel verscheuchende grosse Kommunikator, nicht zufällig gelernter Schauspieler, der wie kein zweiter den unaufhaltsamen Aufstieg der –

von den USA geführten – Menschheit zu einzigartiger Grossartigkeit zu verkünden wusste.

Offensichtlich sucht eine Mehrheit im Westen die Prediger der schönen, heilen Welt, die eine öffentliche, zudeckende Psychotherapie betreiben. Man will nur noch bestätigt, befriedigt und eingelullt werden. Der Beschwichtigungsindustrie kann kein noch so schwerwiegendes Problem lange standhalten: etwa das Elend im überbevölkerten Süden, das Schwinden des Ozonfilters, der Klimaschock, Tschernobyl, das Sterben der Meere und der Böden, die Naturzerstörung schlechthin, die Risiken der atomaren Überrüstung, der Krieg am Golf und die diversen Flüchtlingskatastrophen, von den Schwierigkeiten in Ostdeutschland und denen im übrigen europäischen Armenhaus gar nicht erst zu reden.

Alles Heil erklären die modernen Kommunikatoren für machbar, jede Sorge um die gemeinsame Zukunft für übertrieben oder von Pessimisten oder Übelwollenden erfunden. Zuversicht ist Pflicht, Angst verboten. Für die Wohlstandshälfte gehört es sich jedenfalls, sie nicht zu haben.

So lebt eine angepasste Privilegiertenschicht in beständiger Abwehr ihrer Sorgen und Zweifel. Halt gibt ihr die offizielle Okay-Moral. Die Menschen inszenieren sich oder lassen sich inszenieren wie ein einziges Show-Ensemble. Sie tanzen wie auf einer riesigen Bühne, wo man einander ununterbrochen Fitness, ewige Jugendfrische und künstlichen Optimismus vorlügt. Es ist ein gigantisches hysterisches Theater. Wer nur irgend kann, spielt nach den Regeln das Okay-Spiel mit. Wer es nicht schafft, ist schnell out, weg vom Fenster, ein «loser», abgehängt von den «winners».

Allerdings ist das Okay-Spiel alles andere als eine friedliche Angelegenheit. Es ist eine Kultur der Unbarmherzigkeit. Die im Kult der Stärke und des Angsttabus vereint sind, zehren von der Ohnmacht der Verlierer – das sind die in den Schatten verdrängten Schwachen, die Bedrückten, die Armen und die Gebrechlichen. Sie bilden das ghettoisierte gesellschaftliche Unbewusste. Hier herrschen Angst, Sorge und Tod. In dieses Schattenreich entsendet die Okay-Gesellschaft psychosoziale und medizinische Dienste, Nothilfeorganisationen, Spenden, Modellprojekte. Aber eine unsichtbare Mauer hält diese Ohnmächtigen auf Distanz.

Sie bilden den ärgerlichen, unausrottbaren Widerspruch zu der herrschenden euphorischen Allianz des positiven Denkens. Was dieser dominierende Teil der westlichen Gesellschaft verdrängt, entsorgt er mit Hilfe der Schwachen und der Armen der Welt. Nur erliegt er damit, wie all-

mählich erkennbar, einem auf die Dauer lebensgefährlichen Selbstbetrug. Denn mit der künstlichen Angstanästhesie beraubt er sich des Alarmsignals, das vor der bald irreversiblen Schädigung der Lebensbedingungen jeden zu warnen hätte.

Die selbstmörderische «Lebenskunst» der westlichen Starken besteht ja gerade darin, sich klammheimlich an der Angst der Schwachen triumphierend zu weiden, anstatt in ihr den verdrängten Teil des eigenen Selbst zu erkennen. In einer entseelten Rivalitätskultur, in der Siege und Macht alles gelten, bestätigen die Abgehängten die Gewinner in deren fiktivem Glück. Deshalb kann zum Beispiel im deutschen Westen eine Mehrheit ungerührt mit ansehen, was im östlichen Landesteil an Existenzangst und Verzweiflung aufgebrochen ist. Sie stabilisiert sich vielmehr im Kontrast zu den Verlierern und sträubt sich mit Händen und Füßen gegen ein psychisches und materielles Teilen wie gegen eine bedrohliche Infektion.

Existenzangst und Verzweiflung gehören zu den Unterlegenen als deren scheinbar natürliches Los. In der unbarmherzigen Konkurrenzgesellschaft ist nachgerade zum Gesetz geworden, dass die Mächtigeren ihre Sicherheit und ihren Selbstwert gegen die Sorge und gegen die Depression der Ohnmächtigen abstützen – aller Beschwörung von Solidarität, Gerechtigkeit und Partnerschaft zum Trotz. Weil die Westdeutschen oben, die Ostdeutschen jedoch nicht unten bleiben wollen, ist das Spannungsverhältnis zwischen beiden nur allzu verständlich. Immerhin könnte dieses sich dank wirtschaftlicher Besserung in wenigen Jahren so weit mildern, dass man sich stillschweigend gemeinsam dem westlichen Abwehrmechanismus verschreiben, das heisst das unterdrückte eigene psychische Elend auf die dann immer noch Abgehängten der Zweiten und Dritten Welt abspalten würde.

Das heute übliche technische Denken ist gewöhnt, die immer deutlicheren globalen Lebensprobleme in Modellrechnungen zu verwandeln – die Bevölkerungsexplosion, das Hungersterben in der armen Welthälfte, das Energieproblem, alle ökologischen Schäden, die Überschuldung usw. Man streitet sich über voraussehbare Verlaufskurven und Prozentzahlen. Aber weil man sich selbst und die anderen nicht beunruhigen will und überdies die Beschwerden durch Opfer notwendiger ökonomischer Umwälzungen fürchtet, geht man mit Abhilfemassnahmen nur gemächlich zu Werke.

Sind wir Nietzsches letzte Menschen? Wollen oder können wir uns nicht mehr aufregen? Trauen wir uns die notwendige Anstrengung zu

einem aufwendigen Widerstand gegen die Destruktion nicht mehr zu? Oder ist da ein zynischer Egoismus im Spiel, der sagt: Lasst uns Reiche noch für uns selbst, unsere Kinder und Enkel ein Maximum an Lebenskomfort herausholen, ehe ein ohnehin schwer vermeidbares Chaos durch Milliarden-Flüchtlingsströme, globale ökologische Katastrophen und voraussehbare Kriege um die schwindenden Ressourcen hereinbrechen wird?

Wo bleibt die fürsorgende, die liebende Angst, die Günther Anders annahmt? Wo bleibt die «bewusste Anstrengung zu selbstloser Furcht», die Hans Jonas erste Pflicht einer Ethik geschichtlicher Verantwortung nennt?

Unsere moderne technokratische Ideologie lautet: Versachlichung ist gut, Emotionalisierung ist schlecht. Überall wird es so gelehrt. Aber jetzt sieht man: Ohne einen gewaltigen Aufwand an emotionaler Energie wird die «organisierte Unverantwortlichkeit» (Beck) der Massgeblichen in den westlichen Industriegesellschaften nicht zu stoppen sein. Es ist also gründlicher zu untersuchen: Wie kommt es in der dominierenden Schicht der Entscheidungsträger und der besser Gebildeten zu der geradezu offiziellen Unbekümmertheit und Anästhesie gegenüber den globalen Bedrohungen? Welches sind diesmal nicht die technischen, chemischen, ökonomischen, sondern die sozialpsychologischen Voraussetzungen für die Provokation der ungeheuren Risiken, denen wir vor allem unsere Nachkommen aussetzen? Was ist mit der Angst, die als Motor für wirksame Gegenmassnahmen zu versagen scheint?

Oder ist es etwa eine andere Angst, die sogar erst die Bedrohungen heraufbeschwört, denen wir uns aussetzen? Wird nicht zum Beispiel eine der schlimmsten Bedrohungen, nämlich die Produktion und Verbreitung von Massenvernichtungswaffen, ganz offen mit der Furcht vor aktuellen oder potentiellen Feinden begründet? Ist es nicht eine unbestimmte Angst, die den Menschen dazu treibt, mit immer riskanteren Technologien seine Machtstellung in der Welt stetig zu erhöhen und immer weniger natürliche Abhängigkeiten hinzunehmen? Sind nicht die Vorschriften optimistischer Fortschrittsgläubigkeit und das offizielle Angsttabu bereits ihrerseits Ausdruck verkappter Angst?

Solche offenkundigen oder zumindest spürbaren Widersprüchlichkeiten sorgen dafür, dass sich das Thema Angst aus der öffentlichen Diskussion immer schwerer fernhalten lässt. Zwar klingt die sichtbar hektische Beunruhigung über moderne Katastrophen wie Hiroshima, Tschernobyl,

Golfkrieg, Ölpest usw. regelmässig immer wieder ab. Aber Spuren setzen sich unbewusst fest. Frauen, Jugendliche, Kinder, allmählich auch in steigender Zahl Männer empfinden untergründig eine wachsende Unsicherheit. Es ist das dumpfe Gefühl, dass die mütterliche Erde nicht mehr ohne weiteres und für alle Zeiten Leben ernährt und schützt, dass ihre Regenerationskraft begrenzt ist, dass sie immer weniger die Gewalt verzeiht, die man ihr antut. Zugleich drängt sich ein unheimliches Selbstmisstrauen auf, ein bohrender Zweifel an der eigenen Integrität. Sind wir nicht etwa schon auf dem Abweg einer ungeheuren geistigen Korruption? Treiben wir nicht zu Lasten der Zukunft einen wahnwitzigen egoistischen Missbrauch mit unserer technisch-ökonomischen Macht?

Angst, so tönt es manipulativ in allen Medien, sei minderwertig, schädlich, kläglich, lächerlich. Aber alle Diffamierungen und Stigmatisierungen vermögen sie nicht zu tilgen. Es ist ja auch geradezu Ausdruck einer kollektiven Neurose, eine psychische Tatsache von so enormer sozialer Bedeutung mit einem törichten Tabu zu belegen, statt sie in ihren Wurzeln und ihren Auswirkungen zu untersuchen.

Denn was wir auch immer tun, hängt mit Angst zusammen, mit Ausleben, bewusstem Vermeiden, unbewusstem Verdrängen, mit Projektion, Überkompensation oder verarbeitender Überwindung von Angst. Um unser Verhalten im Alltag, in der Familie, in Gruppen und Institutionen und schliesslich als politische Wesen genauer zu verstehen, müssen wir überall mit unserer Angst rechnen, mit unserer Angst vor Isolation, vor Versagen, vor Verletzung, vor Strafen, vor unserem Gewissen und vor dem Tod. Je hartnäckiger Angst verleugnet wird, um so eher bahnt sie sich mit Hilfe undurchschaubarer Mechanismen schädliche Wege. Vieles spricht dafür, dass insbesondere die in unserer Kultur zunehmend geleistete Verdrängung von Sterbeangst eng mit selbstdestruktiven Tendenzen zusammenhängt, denen wir unbewusst unterliegen.

All dies gibt Veranlassung, im Folgenden zu untersuchen, wann und wie in unserem Leben überhaupt Angst entsteht, in welchen Formen sie sich ausprägt, wie sie sich im persönlichen Leben, in sozialen Beziehungen und schliesslich im politischen Verhalten auswirkt, welche krankhaften, aber auch welche heilvollen Reaktionen sie auszulösen vermag.

Angst als Krankheit

Solange man mit dem Tod umzugehen wusste und mit dem Gedanken an ihn lebte, sprach man von Angst nur in sehr begrenzter Bedeutung. In seiner Affektlehre erwähnte Kant beiläufig die Bangigkeit als Furcht vor einem unbestimmten Über und die Angst vor Scham. In seinem Buch «Psyche», Standardwerk der romanischen Psychologie, beschrieb Carl Gustav Carus unter der Rubrik Gefühlszustände aufs ausführlichste Freude, Trauer, Liebe und Hass, aber selbst unter den krankhaften Gemütszuständen tauchte Angst nicht auf. Diese, die zunehmende Verdrängung des Todes bewirkend, bahnte sich einen abgelegenen Ausweg und kam schliesslich als neu entdecktes krankhaftes Phänomen zum Vorschein – in der Medizin.

Diese machte die Angst zu ihrem offiziellen Thema und identifizierte sie als eine körperliche Funktionsstörung. Bereits Kant erwähnte einen Arzt, der bei einem General Kleinmütigkeit und Schüchternheit auf Magensäuerung zurückführte. Menschen mit panischer Beunruhigung und quälenden Todesideen gingen zu Ärzten, die ihnen eine ursächliche Störung der Organe bescheinigten. Bahnbrechend wirkte der berühmte Internist W. Stokes, der um 1855 eine neue Krankheit bei einem Mann mittleren Alters beschrieb:

«Er bekam öfters Paroxysmen von schneller und heftiger Herzbewegung, sie waren jedoch weder unregelmässig noch intermittierend; dabei stellten sich heftige Präkordialangst und Beklemmung ein, mit einem peinlichen Gefühl herannahenden Todes. Die Respiration war beschleunigt und mühsam, und diese Anfälle kehrten so häufig und in so bedeutendem Grade wieder, dass der Kranke die Überzeugung gewann, er habe ein gefährliches Herz- und wahrscheinlich auch Aortaleiden. Seine Stimmung wurde gedrückt, und er erwartete nichts anderes, als dass er in einem dieser fürchterlichen Paroxysmen sterben würde. Die Dauer des Anfalls war unbestimmt; in der freien Zeit waren keine Symptome von einem Herzleiden vorhanden, Herzschlag und Töne waren ganz normal.» Ausserdem bot der Patient phobische Symptome. Stokes versicherte jedoch: «Dieser Mann litt nicht an Einbildung; er war kräftig gebaut, hatte die Erde umsegelt und die Beschwerden der Reise ohne Nachteil ertragen.»

Nach Einstellung des vorher starken Teegenusses, den der Arzt als Krankheitsursache verdächtigte, nach Anwendung einer aromatischen

Eisenmixture und Durchführung einer ärztlich verordneten kurzen Seereise verschwanden die Symptome bald. Stokes rubrizierte diese Symptomatik unter dem Oberbegriff «Anomalien der Herzbewegung», wozu er neben Angina pectoris u. a. auch «Herzklopfen bei jungen Leuten» und «hysterisches Herzklopfen» rechnete.

Was Stokes hier als vermeintlich neue Krankheit beschrieb, war nichts anderes als eine in Intervallen auftretende heftige Angst. Da jede stürmische Angst mit starkem Herzklopfen, mitunter auch mit Missempfindungen in der Brust einhergeht, lag es für Stokes nahe, das Leiden spontan nach dem Organ zu benennen, an dem der Kranke seine Erregung besonders verspürte.

In seiner organischen Deutung solcher panischen Angstzustände fand Stokes zahlreiche Nachfolger bis auf den heutigen Tag. Einer der ersten war der Wiener Kliniker Oppolzer. Er beschrieb die neue Krankheit als Hyperkinesis cordis, was soviel wie übermässige Herzbewegung heisst. In seinen 1867 veröffentlichten Vorlesungen über die Krankheiten des Herzens und der Gefässe ist zu lesen:

«Das nervöse Herzklopfen tritt stets nur anfallsweise auf. Der Paroxysmus besteht in einer Steigerung der Herzaktion, welche nicht nur von dem betreffenden Individuum als ein äusserst lästiges Gefühl von Pochen und Klopfen gefühlt, sondern auch nicht selten in objektiver Weise – manchmal sogar durch ein deutlich sichtbares, mit jeder Herzsystole erfolgendes, ziemlich beträchtliches Emporheben der Brustbedeckung – wahrgenommen wird ... Die Frequenz der Herzaktion ist gewöhnlich eine vermehrte – ... Das Gesicht der betreffenden Kranken drückt Angst und Unruhe aus, und dieselben klagen in der Tat ausser dem «Herzklopfen» über ein Gefühl von Beklemmung und Druck auf der Brust, über ein Zusammenschnüren des Halses und des Schlundes, über ein heftiges Klopfen im Kopfe und über Schwindel und Anwandlung zur Ohnmacht, wozu sich in der Tat auch manchmal eine wirkliche Ohnmacht gesellt ... Der Anfall des nervösen Herzklopfens dauert entweder bloss einige Minuten, oder aber er dauert länger, ja selbst einige Stunden. Derselbe hört plötzlich auf, oder die einzelnen Beschwerden nehmen allmählich in ihrer Intensität ab.»

Wenn man bei solchen Angstanfällen nun niemals eine Anomalie am Herzen fand, verwundert es schliesslich doch, dass man im Krankheitsnamen an der Beschuldigung des Herzens zunächst zäh festhielt. Aber wer dieses Angstleiden kennt – Dieter Beckmann und der Verfasser haben

es eingehend erforscht und ihm eine Monographie gewidmet –, weiss, dass die Ärzte hierbei den Leidenden nicht eine Deutung oktroyieren, sondern dass diese jenen zuzustimmen bereit sind. Die Patienten selbst neigen spontan dazu, ihr Herz für ihre Angst verantwortlich zu machen. Was sie erleben, ist eine sie überwältigende, grauenhafte Todesangst. Aber diese lokalisieren sie im Herzen und fürchten, dieses werde versagen. Im Augenblick oder in allernächster Zukunft drohe ein tödlicher Infarkt, dessen glauben sie gewiss zu sein.

Inzwischen weiss man genau, dass diese von Stokes, Oppolzer und seitdem von vielen anderen beschriebenen Panikzustände auf keine körperliche Ursache zurückgehen, insbesondere nichts mit einer Störung am Herzen zu tun haben, dass sie vielmehr reine Angstmanifestationen sind, die mit keinen anderen körperlichen Erscheinungen als denen einhergehen, die man etwa auch bei jedem hochgradigen Lampenfieber feststellen kann: Auch dabei kommt es zu starkem Herzklopfen bis zu Herzrasen, Schwitzen, Beklemmungsgefühlen, Mundtrockenheit, gesteigerter Atmung, mitunter Zittern und Schwindelgefühlen. Aber wer Lampenfieber hat, weiss wenigstens spontan, wovor er sich fürchtet – vor der Prüfung, vor dem öffentlichen Auftritt oder dergleichen. Wer hingegen spontan und ohne unmittelbar evidentes Motiv von heftiger Angst überfallen wird, will nach einem Grund greifen, den er benennen kann. Früher hätte er vielleicht eine Angst auf böse Geister, den Teufel oder Hexen projiziert oder gefürchtet, von Gott bestraft oder verlassen zu werden. Heute projiziert er das Übel auf das Herz, denkt an die Koronararterien, an Angina pectoris und den Infarkt. Und für dieses Furchtobjekt ist einer zuständig, der mit seiner fortgeschrittenen Wissenschaft Abhilfe schaffen kann und soll: der Arzt.

Für die grosse Mehrheit der Ärzte ist es seit der Abspaltung der Seele vom Körpergeschehen im 19. Jahrhundert üblich, dass sie vor allen anderen Erwägungen am Herzen prüfen, was dort immer zu prüfen ist. Früher haben sie nur abgehört und geklopft. Heute bemühen sie EKG und eventuell sogar Herzkatheter. Finden sie, was bei diesen Angstanfällen die Regel ist, nichts Böses, können sie auf die – freilich abwegige – Hypothese verfallen, es handle sich womöglich um ein organisch noch nicht nachweisbares Vor- oder Frühstadium einer Herzkrankheit, das immerhin eine vorbeugende Medikation und Lebensführung nötig mache. Die Erfahrung zeigt, dass viele geängstigte Patienten dieser Deutung willig folgen und fortan ihren Puls hypochondrisch kontrollieren,

um die vorausgesagte mögliche Verschlimmerung frühzeitig ermitteln zu können.

Es gibt sogar eine bedeutende schweizerische Arzneifirma, die in einer grossangelegten Werbeaktion den Ärzten weismachen wollte, solche Angstattacken mit den geschilderten funktionellen Beschwerden könnten später in Herz- oder Blutdruckkrankheiten übergehen. Dies war reiner Schwindel. Denn bei sorgfältigen Verlaufsuntersuchungen wurde ein solcher Zusammenhang widerlegt. Bei einer Nachkontrolle nach zwanzig Jahren fand man bei Patienten mit den geschilderten Angstanfällen sogar etwas seltener organische Herzkrankheiten als bei Vergleichsgruppen altersgleicher Industriearbeiter und Lebensversicherter. Auch Bluthochdruck trat nicht gehäuft auf. Das heisst: Das Herz hat nur als Ausdrucksorgan und Projektionsobjekt der Angst mit den Beschwerden zu tun, im Übrigen ist es unschuldig.

Man könnte sagen, durch das magische Erleben der Angstpatienten und die Somatisierungstendenz der modernen Ärzte habe das Herz für die eigene symbolische Rehabilitierung gesorgt. Denn bis zum «*Traité des passions de l'âme*» von Descartes (1649) hatte das Herz als eigentlicher Sitz der Seele, als Zentrum der Innenwelt, gegolten. Das Herz war die Stätte von Liebe und Hass, das Zentrum der geistigen Person – bis Descartes die Seele ins Gehirn, in die Gehirneichel (Epiphyse) verlegte. Seitdem galt das Herz nur noch als seelenloses Pumporgan, bis es nun als die innere Autorität wiederauferstanden ist, die fern aller naturwissenschaftlichen Begründung die Sterbeangst dieser Panikpatienten wie den Lokalisationszwang der somatisch fixierten, hilflosen Ärzte beherrscht. Bezeichnend ist übrigens, dass die körperlich gesunden Angstkranken sich sehr viel häufiger vor einem Herzinfarkt fürchten als Menschen, die bereits einen Infarkt erlitten haben – Resultat einer Doktorarbeit von Bockel am Giessener Zentrum für Psychosomatische Medizin.

Wer meint, es gehöre einige Einfalt dazu, sich bei solchen anfallartigen Angstzuständen mit einem Herzkranken zu verwechseln, wird erstaunt sein zu hören, dass selbst der Begründer der Psychoanalyse, als er einige Jahre von diesem Leiden geplagt wurde, sich unbeirrbar für herzkrank hielt. Sein Biograph E. Jones berichtet, dass Freud seine Beschwerden, die «er später zweifellos als Angsthysterie» klassifiziert hätte, auf eine Herzentzündung (Myocarditis) zurückführte. Er verdächtigte seine Freunde Fliess und Breuer, ihm die Diagnose seiner angeblichen Herzkrankheit zu verheimlichen. Wie die meisten von diesem Angstleiden geplagten Pati-

enten glaubte Freud, dass er bald am Herzschlag sterben würde, wahrscheinlich zwischen vierzig und fünfzig: «Wenn es nicht zu nahe an vierzig ist, ist es gar nicht so schlecht.» Als er das schrieb, hatte er noch 45 Lebensjahre vor sich. Bald gab er indessen die Diagnose «Myocarditis» auf und nannte das Leiden, das er selbst kennengelernt hatte, «Angstneurose». Ähnlich wie seine internistischen Vorgänger schilderte er die Symptome: Störungen der Herztätigkeit mit Tachycardie, «Herzklopfen», «Herzkrampf», kurze Arrhythmien. Weiterhin: Störungen der Atmung (nervöse Dyspnoe, asthmaartige Anfälle), Schweissausbrüche, Zittern, Heiss hunger, Schwindel, Kongestionen, Parästhesien. Hinzu komme während der Anfälle oft ein Gefühl von «Schlechtwerden» oder «Unbehagen». Die Anfälle könnten mit dem Gefühl der Lebensvernichtung, des «Schlagtreffens» oder des drohenden Wahnsinns verknüpft sein. Ausserhalb der Anfälle zeige sich bei den Kranken eine «für das Bewusstsein meist latente, aber konstant lauernde Ängstlichkeit» in Form von allgemeiner Reizbarkeit, von Unheilserwartungen und speziell hypochondrischen Ideen. Auch Schwindelgefühle, Verdauungsbeschwerden, Hin-fälligkeits- und Mattigkeitsgefühle, Schlafstörungen sowie phobische Symptome seien oft chronisch vorhanden, desgleichen eine «Neigung zu pessimistischer Auffassung der Dinge».

Fortan ergab sich das Kuriosum, dass die organischen Mediziner einerseits und die Psychiater andererseits diese Angstaussbrüche jeweils dem eigenen Krankheitskatalog einverleibten, die einen als funktionelle Herzkreislaufstörungen, die anderen als Angstneurose oder Angsthysterie, neuerdings als Panik-Syndrom. Psychosomatische Ärzte versuchten eine Brücke zwischen beiden Fachgebieten zu schlagen und sprachen von Herzphobie (Bräutigam) oder von Herzneurose (Verf.).

Als ich selbst eine Zeitlang für den Namen Herzneurose eintrat, also den Begriff Neurose mit dem Organ Herz verknüpfte, erwartete ich, den Organmedizinern damit eine psychologische und psychotherapeutische Sicht dieses Leidens nahelegen zu können. Nach über zwanzig Jahren ist diese meine Hoffnung erheblich geschrumpft. Noch immer überwiegt bei den meisten Ärzten die Sorge um das Herz jene um die Bedingungen der Angst. Und bei Vorträgen von Ärzten ist es die Regel, dass in der Diskussion mindestens einer sagt: Lieber behandle ich 99 Angst- oder Herzneurotiker fälschlich wie Koronarkranke, als dass ich einen Fall von koronarer Herzkrankheit versehentlich als Neurose einstufe. So ist es keine Ausnahme, wenn sich kürzlich ein Angstpatient mit völlig gesundem Her-

zen nach dreijähriger Krankheitskarriere, acht Klinikaufenthalten, mehreren EKG- und Herzkatheteruntersuchungen und einem runden Dutzend verbrauchter Medikamente mit der Mitteilung bei mir vorstellte: «Der Herzinfarkt hat sich immer noch nicht bestätigt.»

Eigentlich müsste man dieses Leiden als Sterbeangst-Krankheit bezeichnen. Denn im Grunde ist es nichts anderes als eine ins Panische gesteigerte Erwartung des Todes. Tief im Unbewältigten symbolisiert sich im Herzen noch eine Macht, die das Ich straft, die es zu verlassen droht – es vielleicht aber auch weiter schützen und nähren könnte. Bewusst ist meist nur noch die Phantasie des aussetzenden Motors – und deshalb der Anspruch an die Disziplin, die für die Wartung und Reparatur der Maschine Organismus zuständig ist.

Im schroffen Kontrast zu den Grössenphantasien der Fortschrittszivilisation und des Stärkekults traut sich das durchschnittliche moderne Ich nicht mehr zu, die Verantwortung für diese Angst zu übernehmen. Es würde sofort einer Bypass-Operation oder der Einpflanzung eines Schrittmachers zustimmen. Aber es versteht nicht einmal, dass es die eigene Angst ist und nichts Fremdes, was ihm vom Körper angetan wird. Es sieht keine Verbindung zu inneren Erinnerungen, Träumen, Phantasien. Nur das EKG wüsste, worum es sich handelt und was zu tun wäre. Aber was ist, wenn auch dieses nichts hergibt? Hat sich dann der Infarkt immer noch nicht bestätigt?

Nach wie vor liefert der grösste Teil derjenigen, die ihre Angst als Krankheit erleben, das Leiden jedenfalls bei der Organmedizin ab. Im Verteilungsstreit zwischen innerer und psychologischer Medizin ist jene vorläufig Sieger geblieben. In diesem Fall war auch Freud, der im übrigen der Organmedizin eine ganze Reihe von Krankheiten entreissen und für den Anwendungsbereich der psychoanalytischen Therapie erobern konnte, zunächst nicht erfolgreich. Vielleicht hemmte ihn die Erinnerung, dass er ja seine eigenen Angstzustände zunächst auf das Herz projiziert hatte. So zählte er die Angstneurose, als Form der Neurasthenie, auch nicht zu den Psychoneurosen im engeren Sinne, sondern suchte für sie eine naturwissenschaftliche Erklärung. Zwar liege es ihm fern, so schrieb er noch 1925 in seiner «Selbstdarstellung», die Existenz des psychischen Konflikts zu leugnen, doch glaube er, «dass die Symptome dieser Kranken ... als direkte toxische Folgen des Sexualchemismus aufgefasst werden müssen». Er dachte vor allem an Coitus interruptus, frustrane sexuelle Erregungen und angestauten Triebdruck durch sexuelle Enthaltung.

Wohl gab er 1925 zu, dass es ihm in den vergangenen dreissig Jahren an speziellen psychoanalytischen Erfahrungen mit dieser Störung gefehlt habe, um seine frühere Theorie zu überprüfen, und dass der Sachverhalt komplizierter sei, aber zu einer Revision kam es nicht mehr. Er blieb dabei, die Angstneurose als eine Aktualneurose zu benennen, deren psychische Symptome unmittelbarer Ausdruck biochemischer Körpervorgänge seien.

Aber abgesehen von dieser unglücklich vereinfachenden Erklärung der Angstneurose hat Freud wie kein zweiter in den letzten hundert Jahren dazu beigetragen, die psychologischen Bedingungen und Verarbeitungsmechanismen von Angst zu klären. Erst durch ihn haben wir zu verstehen gelernt, welche Angstformen sich in den unterschiedlichen Phasen der psychischen Entwicklung herausbilden und mit welchen unbewussten Abwehrmechanismen Angst zu beherrschen versucht wird.

Allerdings verdankte er seine Einsichten einer neuen Strömung, die in den gehobenen, bürgerlichen Schichten begann und dort vornehmlich Frauen erfasste. Als Ersatz für den Halt, den die Kirche durch ihren raschen Autoritätsschwund nicht mehr bieten konnte, suchten sensible Menschen zur Erlösung von inneren Spannungen und Konflikten eine Art säkularisierter Beichte. Es waren, wie wir aus Freuds Krankengeschichte entnehmen können, besonders differenzierte Personen, vor allem Frauen, die ihre psychischen Probleme in Form von ausdrucksvollen (hysterischen) Symptomen zur analytischen Entschlüsselung förmlich anboten. Darunter hatten einige das Glück, auf neugierige, besonders einfühlungs- und phantasiebegabte Psychiater zu treffen, die dieses Angebot annahmen. Freud als der scharfsinnigste unter ihnen erkannte, dass hier ein Zugang zu einem weitverbreiteten neuen Unglücklichsein zu erschliessen war, das nicht mehr nach Heil, dafür nach therapeutischer Heilung suchte.¹

Zeittypisch waren es vor allem die von der Kirche einst geschürten, aber nicht mehr aufgefangenen Sexualängste, die im Unbewussten rumorteten und sich nun als klinische Phänomene organisierten, um sich eine legitime Hilfe durch eine psychologische Medizin zu verdienen. Was Freud nunmehr entdeckte, hätte sich hundert Jahre vorher noch nicht entdecken lassen. Seine grosse Leistung bestand darin, dass er die chiffrierten, unbewussten Botschaften des neuen Patient/innen-Typs verstand, dass er sie auf wissenschaftliche Begriffe brachte und ihnen mit dem diskreten sokratischen Gespräch der Psychoanalyse eine Form der

Bearbeitung anbot, die bis heute als die gründlichste und tiefgreifendste Variante von Psychotherapie anzusehen ist.

Allerdings hat Freud, wie bereits Erich Fromm in «Die Furcht vor der Freiheit» kritisch anmerkte, zusammen mit der modernen Psychiatrie wesentlich dazu beigetragen, den problematischen Begriff der «normalen» Persönlichkeit einzuführen, die nie zuviel Angst hat, nie zu wütend oder zu traurig ist. Viele Psychiater und auch Psychoanalytiker benutzen Worte wie «kindisch» oder «neurotisch» zur abschätzigen Beurteilung von Wesenszügen oder Persönlichkeitstypen, die nicht in das herkömmliche Bild von «normalen» Menschen hineinpassen.

Der moderne normale Mensch darf eben nur noch normale, das heisst ein bisschen, Angst haben. Mehr Angst ist neurotisch und verlangt nach Tabletten oder Psychotherapie. Steigert sie sich zur regelrechten Todesangst, wird zuerst der Verdacht überprüft, ob die Todesidee nicht nur eine krankhafte Erfindung des Betroffenen ist. Denn sieht ein Neurotiker entsetzt den Tod vor Augen, erfährt er in der Psychoanalyse vermutlich, dass er nur die Wiederholung eines Kindheitskonflikts erlebe, der ursprünglich etwa mit der Furcht verquickt war, von der Mutter verlassen oder vom Vater mit Kastration bestraft zu werden. Vielleicht hatte eine ablehnende Mutter dafür gesorgt, dass in ihrem Kind Aggressionen bald in schweren Selbsthass umschlugen. Und vielleicht steckt der Erwachsene jetzt in einem aggressiven Konflikt, der diesen alten Selbsthass wiederbelebt und sich in Todesangst widerspiegelt. Vielleicht wird die Destruktivität schliesslich sogar auf die Atombombe oder auf das Aids-Virus projiziert usw. So lassen sich viele Spuren verfolgen, die alle auf das eine Ziel gerichtet sind, den Tod der Todesangst als bloss neurotische Phantasie zu entlarven und damit zu relativieren.

Gewiss hat die Psychoanalyse mit dem Nachweis recht, dass kindliche Erfahrungen alle späteren Erlebnismuster mitfärben. [...] Aber die Hoffnung der Gesellschaft, die Verleugnung des Todes mit Hilfe der Psychoanalyse dadurch absichern zu lassen, dass diese in der Todesangst nichts als unverarbeitete Trennungs-, Kastrations-, Trieb- oder Überich-Angst nachweisen könnte, muss ebenso scheitern wie jene andere Hoffnung, alle Angst auf korrigierbare organische Fehlregulationen zurückzuführen.

Durch den unmittelbaren Bezug zum Tod, dem unsere Gesellschaft den Rücken zukehrt, ist Angst das heikelste aller Forschungsthemen. Wer sie untersucht, soll sie einerseits verharmlosen, andererseits pathologisieren. Auf jeden Fall soll er sie vom Tod isolieren. Der Psychoanalytiker

geht immerhin noch nahe an sie heran, lässt sie sich ausleben, fühlt sich in sie ein, versucht sie zu verstehen, wenn auch hoffend, sie durch Entschlüsselung eines hintergründigen Konflikts als neurotisches Missverständnis zu erhellen und aufzulösen.

Zu dieser Nähe mögen sich die meisten modernen sogenannten Angstforscher keinesfalls entschliessen. Einigen von ihnen ist die Einordnung der diversen Angstvarianten in Diagnosekataloge am dringlichsten, in denen sie episodische, anfallsartige, panische, generalisierte, mit Depression gemischte oder reine, primäre oder sekundäre, soziale oder einfache Ängste auflisten – und sich unaufhörlich über Benennungen und Abgrenzungen streiten sowie darüber, welchen der beiden internationalen Diagnose-Schlüssel man vorziehen solle. Hat man die Angst erst einmal sauber in Diagnose-Kästchen sortiert, kann man sie zählen und statistisch verrechnen: 14 Prozent, so eine Münchener Studie, haben mindestens irgendwann im Leben eine Angststörung, über fünf Prozent eine Platzangst, über zwei Prozent eine Panikstörung usw. Aber woher weiss man das? Natürlich aus Befragungen. Aber was ist mit denen, die aus Angst, sich als ängstlich zu verraten, keine Angst ankreuzen? Haben etwa Frauen mehr Angst, nur weil sie diese häufiger ankreuzen, oder haben sie umgekehrt weniger Angst als Männer, denen lediglich das Zugestehen derselben schwerer fällt?

Benennen, einteilen, quantifizieren – jeder sieht, dass man damit nicht die Angst, nicht einmal ihre Aussenseite erfasst, dass diese sogenannte Angstforschung vielmehr zwar akademisch anerkannt sein mag, aber lediglich ein methodisches Aufbereiten eines Nichtwissens, eines Nichtwissen-Wollens darstellt. Das wissenschaftliche Anschleichen an die Angst ähnelt dem Umgang mit einer gefährlichen Substanz, von der man eigentlich nur herausbekommen will, wie man sie am elegantesten loswerden kann. Was die Okay-Gesellschaft sucht, ist eine perfekte Angst-Entsorgungsstrategie, notfalls mit Trainingsmethoden, besser – weil bequemer – mit Chemie oder Chirurgie. Anxiolytika, chemische Angstlöser, sind die Antwort der Pharmaindustrie. Aber ach, keiner dieser «Angstlöser» mindert nur die Angst. Alle wirken allgemein dämpfend, abstumpfend. Sie hemmen genauso freudige Erregung, Zorn, Liebesleidenschaft. Immerhin wurden bereits in der alten Bundesrepublik jährlich mehr als eine Milliarde, in Österreich 70 Millionen Beruhigungspillen geschluckt (...). Indessen mag manchen die allgemeine Abstumpfungswirkung gar nicht so unwillkommen sein. Viele andere warten jedoch

immer noch vergeblich auf das Zaubermittel, das sie ausschliesslich von ihrer Angst, nicht aber zugleich von ihrer Frische und Lebendigkeit befreit – als sei die Angst ein isolierter Defekt wie die Überproduktion einer Drüse und nicht in die Ganzheit des Lebens integriert.

Was die Chemie nicht geschafft hat und nicht schaffen kann, haben eine Zeitlang die Hirnchirurgen probiert. Stolz priesen sich einige als «Psychochirurgen» an und zerstörten gezielt Nervengewebe im Gehirn, das man als zuständig für Angst, Schmerz und Zwangerscheinungen ermittelt hatte. Mit dem Nobelpreis feierte man schon 1949 den Pionier der «Leukotomie», den Portugiesen Antonio Moniz, in dessen Nachfolge sich Hunderte von Chirurgen in Europa und in den USA über die Gehirne von Angst- und Schmerzgeplagten hermachten. Man konnte damit Ängste austreiben, aber um welchen Preis?

Der Zürcher Psychiater Stoll nannte als Begleitwirkungen: Verminderung der affektiven Spannung, matt-flach-apathische Euphorie, Kritiklosigkeit, Distanzlosigkeit, Abbau geistiger Interessen, Abbau altruistischer Verhaltensweisen, Abnahme der Erlebnisfähigkeit, des religiösen Gefühls, Verlust des Planens und der Voraussicht. Wie die Begeisterung für diese Methode bald in Entsetzen umschlug, habe ich in unmittelbarer Nachbarschaft einer Neurochirurgischen Klinik persönlich miterlebt.²

Inzwischen ist die Medizin von dieser Art «Psychochirurgie» kuriert, aber immer noch nicht von ihrem Traum, irgendwo und irgendwie die Angst als abgrenzbaren Fehler in der Maschine Organismus aufspüren und eliminieren zu können. Wie kann man diese Ignoranz anders erklären als aus der Angst, die Angst als unmittelbaren Bestandteil der Menschlichkeit zu begreifen? – Man kann überschwemmender Angst sehr wohl psychotherapeutisch beikommen, aber nur, wenn man sie grundsätzlich als Farbe des sterblichen Lebens, als oft sinnvollen Ausdruck innerer Konflikte oder auch als wichtiges Signal für konkrete Bedrohungen anerkennt.

Versagensangst

Die Begriffe Leistungsgesellschaft und Versager gehören zusammen. Beide sind neu, Versagen jedenfalls im Sinne von menschlichem Scheitern. Zur Zeit Goethes sprach man zwar davon, dass einem die Waffe, irgendein Werkzeug oder allenfalls die Hand versage – also nicht funktioniere. Aber dass Menschen wie Instrumente funktionieren und passiv

versagen, konnte man sich noch nicht vorstellen; nur, dass sie aktiv einem anderen etwa einen Dienst versagen, das heisst: verweigern, abschlagen. Erst die Leistungsgesellschaft kennt den funktionierenden oder in seiner Funktion versagenden, instrumentalisierten Menschen.

In der Leistungsgesellschaft tauchen die neuen Wortschöpfungen Leistungsdruck, -zwang, -soll auf. Dass Leistung eher als eigenes, lustvolles Vollbringen statt als fremdbestimmte Erfüllung einer Schuldigkeit erlebt werden kann, kommt mehr und mehr aus dem Sinn. Leistungsgesellschaft – das heisst Stress, Rivalität, Kampf um Selbstbehauptung, unter ständiger Drohung, abgehängt zu werden, herauszufallen und zu scheitern. Zwang und Angst sorgen für massenhaft psychische Deformierungen, für Unterdrückung von Originalität, Phantasie und Kreativität. Bis ins Alter verbleibt ein Grossteil der heutigen Menschen auf dem Stadium von Schülern, ewig vom Verfehlen vorgegebener Normen, vom Unglück des Versagens bedroht.

Dennoch erkennt man in der psychologischen Verarbeitung äusserer Zwänge grosse Unterschiede. Diese werden wesentlich durch Kindheits-erfahrungen gebahnt. Den auf ihnen lastenden sozialen Druck verinnerlichend, begleiten viele Eltern ihr Kind schon im Spielalter mit ständigem Bewerten und Korrigieren. Es schwebt ihnen vor, dieses frühe Training werde dem Kind die spätere Anpassung an die Strukturen der Arbeitswelt erleichtern. Dass sie damit das Kind an der freien Entfaltung seiner Spontaneität, seiner Einbildungskraft und seiner Experimentierlust hemmen, wird ihnen kaum bewusst, zumal vielen von ihnen die Unterdrückung dieser Anlagen selbst längst zur Gewohnheit geworden ist.

Indessen braucht das kleine Kind im Spielalter viel Freiheit, mit Klötzchen, Knete, Farben nach eigenen Einfällen herumzuprobieren. Manches gelingt ihm, manches nicht. Aber auch mit dem Misslingen muss es selbständig zurechtkommen lernen. Um so mehr kostet es die Genugtuung aus, einiges wunschgemäss vollbringen zu können. Eltern sollten behutsam anregen und ermutigen, aber sich mit Bedacht kritischer Bewertungen enthalten und vor allem der Versuchung widerstehen, dem Kind vorzumachen, wie mit dem Spielmaterial «erfolgreicher» umzugehen wäre. Das Kind hat seine eigenen Massstäbe, sich an seinen Schöpfungen zu freuen. Es muss spüren, dass seine spielerischen Leistungen ihm selbst gehören. So keimt Stolz auf eigenes Können. Diese sehr wichtige, empfindliche Phase wird hingegen oft verhängnisvoll Leistungen vornehmlich mit ihren Augen messen, schätzen oder verwerfen. Es ver-

liert dann leicht den Mut, sich auf die eigene Intuition zu verlassen und in seinen kleinen Werken auszutesten, was ihm Spass macht.

Bald nimmt seine Sorge überhand: Was muss ich machen, und wie muss ich es machen, dass man mich anerkennt und nicht missbilligt? In seiner Abhängigkeit erfährt es nämlich sachliche Kritik sehr leicht als persönliche Entwertung. Die Angst, die Eltern zu enttäuschen, wächst mit deren eingreifender Anteilnahme. Zumal Mütter mit starken, symbiotischen Gefühlen sich oft schwer zurückhalten können, ein Kind ständig mit eigenen Wünschen und Bewertungen zu steuern.

Die Bedeutung dieser frühen Erfahrungen wird deutlich, wenn man im Schul- und später im Erwachsenenalter feststellt, dass die einen sich ihre Leistungen sehr leicht, andere nur schwer «enteignen» lassen. Bei gleichem Schulstress empfinden sich einige Kinder immer nur von äusseren Erwartungen gesteuert, gedrängt oder bedroht, während andere es viel eher fertigbringen, ihnen vorgesezte Aufgaben sich zu eigen zu machen, sie als Herausforderung zu bejahen, an der sie ihre Fähigkeiten erproben können. Manche bedenken bei einem Schulaufsatz nur ängstlich, was der Lehrer wohl erwarten mag, andere fühlen sich hinreichend frei, ihre persönlichen Ideen aufsteigen zu lassen und auszudrücken. Wo immer es geht, deuten sie insgeheim Müssen in Wollen um, erleben sie Lernen als eigenes Interesse statt als Unterwerfung unter drückende Zwänge. Das setzt sich ins spätere Berufsleben hinein fort. Vordringlich wichtig bleibt für sie, dass sie mit ihren Werken zufrieden sind. Hingegen quält es sie, wenn sie in ihrem Tun, bloss um gefällig zu sein, ihren Geschmack, ihre Überzeugungen verleugnen.

Die eine Verkäuferin freut sich, wenn sie morgens in ihr Kleidergeschäft geht, auf den Kontakt mit ihren Kundinnen. Sie redet gern mit den Leuten. Es macht ihr Spass, netten Menschen beim Aussuchen passender Sachen zu helfen. Also beginnt sie den Arbeitstag in der Erwartung guten Gelingens. Die andere Verkäuferin schleppt sich missmutig in den Laden, eine Meute anspruchsvoller, eigensinniger Kundinnen vor Augen, denen sie widerwillig zu Diensten sein muss, ihren Launen, Mäkeleien, ihrer Unentschlossenheit hilflos ausgeliefert.

Ein Arzt beginnt seinen Praxisalltag, gespannt auf interessante Patienten, die ihm vertrauen und denen er, seines Könnens gewiss, einigen Nutzen zu bringen hofft. Was er offensiv als Chance vor sich sieht, erfährt ein benachbarter Kollege unter den gleichen Umständen als blosser Fron. Dieser erwartet defensiv den Ansturm von eher unzufriedenen, begehrrlichen

Kranken oder Halbkranken, die seine Kräfte und seine Geduld überstrapazieren, ihn auslaugen werden, ohne ihn auch nur halbwegs mit der Dankbarkeit zu entschädigen, die seinem aufopfernden Tun doch gebühren sollte.

So liessen sich viele Beispiele dafür anfügen, in denen ein und dieselbe Leistung einmal als widerwillige Reaktion auf bedrückende Forderungen, ein anderes Mal als aktive Erfüllung einer innerlich bejahten Aufgabe erlebt wird.

Am schlechtesten sind diejenigen dran, deren Leistung nicht nur überall zur quälenden Last, sondern zur gefährlichen Prüfung wird. Was sie auch immer bei der Arbeit oder in ihrer Freizeit machen, wird für sie zum Test, ob sie in Ordnung oder minderwertig sind. Private oder berufliche Partner werden für sie unweigerlich nach elterlichem Vorbild zu Autoritäten, die es durch Lob oder Ablehnung in der Hand haben, sie momentan aufzurichten oder total zu entmutigen. Ihr Reservoir an narzisstischen Selbstbestätigungsressourcen ist so dürftig, dass sie pausenlos der Kompensation durch Beachtung, Anerkennung und Bewunderung von aussen bedürfen. Zeitlebens verharren sie, wenn ihnen keine Therapie hilft, auf dem Niveau des abhängigen Spielkindes, zuerst Eltern, später vergleichbaren Autoritäten ausgeliefert, die nach eigenen Massstäben ihren Wert oder Unwert bestimmen.

In «Eltern, Kind und Neurose» habe ich vor dreissig Jahren einige typische Muster von Eltern-Kind-Beziehungen beschrieben, die besonders geeignet sind, in Kindern Versagensangst zu wecken und als chronisches Symptom zu fixieren. Es sind vor allem drei Rollen, die Kinder in solche Gefahr bringen:

1. Das Kind wird durch den Ehrgeiz der Eltern überfordert, die von ihm verlangen, dass es erreicht, was sie nicht geschafft haben. Es soll sie mit fabelhaften Leistungen für ihren eigenen mangelnden Lebenserfolg entschädigen; es soll stellvertretend ihr Ich-Ideal erfüllen. Ist das Kind auf dem Gebiet besonders begabt, auf dem sich die Eltern grosse Dinge von ihm erhoffen, mag der Erwartungsdruck mit aufwendigem Training tatsächlich die gewünschte Karriere bahnen. Aber gross ist die Zahl der Kinder, die sich vergeblich anstrengen und zusätzlich zu der eigenen Enttäuschung diejenige der überehrgeizigen Eltern zu verarbeiten haben. Mit jedem neuen Anlauf regt sich dann die Angst vor dem Scheitern, das durch schwindendes Selbstvertrauen unbewusst begünstigt wird.

In manchen Kindern und Jugendlichen entsteht unbewusster Protest gegen diese Drangsal, ohne dass sie es wagen, aus der vom elterlichen Ehrgeiz vorgeschriebenen Bahn auszubrechen. Eine Zeitlang präsentieren sie die ihnen abverlangten Erfolge, finden Anerkennung, bestehen Prüfungen; aber dann plötzlich misslingt ihnen der letzte Schritt, das entscheidende Schlussexamen, der Durchbruch zum angestrebten Status. Eine scheinbar unerklärliche Hemmung blockiert die Leistung unmittelbar vor dem grossen Ziel. Man denkt an Versagensangst, und es liegt nahe, mit deren Beseitigung einen Psychotherapeuten zu beauftragen.

Aber dieser entdeckt unter Umständen, dass in der scheinbar unerklärlichen Leistungshemmung weniger Angst als Protest steckt. Langjähriger unterdrückter Widerwille gegen die elterliche Dressur bricht nun als unbewusster Trotz durch. Das Versagen drückt einen ohnmächtigen Versuch der Selbstbefreiung aus. In der Verweigerung steckt eine verschlüsselte Rache an den überforderten Eltern, freilich zugleich eine neurotische Selbstbestrafung. Vielleicht sind nun alle einer Familientherapie zugänglich. Da mag sich herausstellen, dass der oder die Jugendliche lieber etwas ganz anderes gelernt hätte und immer noch lernen würde. Den Eltern ist vielleicht zu helfen, ihre persönliche Lebensenttäuschung zu überwinden und dem Sohn oder der Tochter den Weg für eine wunschgemässe Ausbildung oder Arbeit freizugeben.

Die Öffentlichkeit hat nicht die Masse solcher unglücklicher Entwicklungen vor Augen, sondern die Ausnahmefälle, in denen ehrgeizig instrumentalisierten Kindern tatsächlich eine Starkkarriere gelingt. Millionen starren bewundernd oder auch neidisch auf halberwachsene Eislaufstars, Kunstturnerinnen, Wunderschwimmer, Tenniscracks usw., denen sie, den äusseren Triumpfen entsprechend, ein Höchstmass an innerer Zufriedenheit und psychischer Widerstandskraft zutrauen. Tatsächlich aber bleiben solche Jugendliche, erst von den elterlichen Erwartungen, später vom Publikumsapplaus abhängig, oft in infantiler Unreife und in besonderer Verletzbarkeit durch Misserfolge stecken. Versiegt irgendwann der Zustrom äusserer Bestätigungen, folgt nicht selten ein Absturz in tiefe Verunsicherung und Verzweiflung – Ausdruck einer zuvor nur oberflächlich verdeckten narzisstischen Störung.

2. Das Kind wird als Ersatzpartner «verzogen». Als Singles lebende oder in einer Partnerschaft unerfüllte Väter oder Mütter klammern sich an Töchter oder Söhne – Töchter werden zu heimlichen Geliebten des Vaters, Söhne zu Prinzgemahlen ihrer Mutter. Diese Rolle wird zur Gefahr, wenn

Kindern auf diese Weise vorzeitig ein grandioses Selbstgefühl vermittelt wird. Es fällt ihnen eine Gunst zu, die ihrer inneren Entwicklung weit voraneilt. Töchter lernen, sich ihren Müttern, Söhne ihren Vätern überlegen zu fühlen, ohne sich eingestehen zu müssen, dass sie für ihre Führungsrolle psychisch noch nicht im mindesten gerüstet sind. Mädchen müssen sich nicht an ihren stärkeren Müttern, Söhne nicht an ihren mächtigeren Vätern reiben. Diesen zwar auch belastenden, aber zugleich kräftigenden, ödipalen Auseinandersetzungen entgehend, sind sie bald versucht, sich unkritisch zu überschätzen und sich psychisch wie physisch potenter zu fühlen, als sie sind.

Speziell im sexuellen Bereich erleben sie später leicht kränkende Niederlagen. Einerseits hemmt sie die weiterwirkende, überenge innere Bindung an den gegengeschlechtlichen Elternteil, andererseits überfordern sie sich in der Erwartung, sich automatisch in der Rolle der oder des unwiderstehlichen Geliebten bewähren zu können. So werden sie Opfer ihrer früh gewucherten Grössenphantasien. Als erwachsene Frau bzw. als erwachsener Mann auf die Probe gestellt, enthüllen sie kindliche Unsicherheit und Schwäche. Das unechte, überhöhte Selbstbild erleidet einen tiefen Riss und löst eine geheime Selbstverachtung aus, die vielfach auf den Partner oder die Partnerin projiziert wird. Das Resultat ist dann regelmässig eine ansteigende Angst, die das Versagen, das unerträglich blamabel erscheint, erst recht provoziert.

Aber die Sexualität ist nur ein Feld, in dem heranwachsende «Ersatzpartner/innen» infolge ihrer anerzogenen Selbstüberschätzung immer wieder Schiffbruch erleiden. Nur wenn sie allmählich lernen, ihre unterdrückten, überkompensierten Schwächegefühle zu akzeptieren, werden sie sich irgendwann in der Realität gut zurechtfinden, ohne sich durch selbstschädigende Illusionen unnötige kränkende Niederlagen zu bereiten.

5. Das Kind soll Eltern in der Sündenbock-Rolle entlasten. Ein für das Kind dominierender Elternteil entlastet sich von Selbstunzufriedenheit, indem er immerfort Anlässe provoziert oder sogar inszeniert, um das Kind kritisieren und strafen zu können. Beispielsweise ist ein Vater ständig darauf aus, an seinem Sohn Mängel zu entdecken, die ihn insgeheim selber drücken. Anstelle ehrgeiziger Idealisierung erlebt der Sohn in dieser Rolle also umgekehrt eine planvolle Entwertung. Es wird sein Schicksal, die negative Seite seines Vaters, die dieser bei sich nicht sehen will, auszuleben. Auch von der Mutter kann eine solche Rollenvorschrift ausgehen. Töchter sind genauso häufig betroffen wie Söhne.

Mitunter sieht man, dass beide Eltern unbewältigte Spannungen in ihrer Partnerschaft nur dadurch in Schranken halten, dass sie ihr Kind mit Misstrauen und Vorwürfen verfolgen. Solange sie sich über das Kind ärgern können, vermögen sie es mit sich selbst und miteinander auszuhalten. Auch wenn sie den gegenteiligen Eindruck erwecken, erwarten sie in einem fort Fehlschläge des Kindes, über die sie sich scheinheilig ereifern. Das Kind fängt sich in einer psychologischen Falle, der es sich nur schwer entziehen kann. Mag es sich auch lange gegen diese Stigmatisierung wehren, allmählich graben sich die ewigen Vorwürfe in ein Selbstbild ein. Es zweifelt, ob die Grossen nicht vielleicht doch recht haben, ob ihm nicht tatsächlich nur Missgeschick und Versagen beschieden sei.

In Psychotherapien findet man manchmal heraus, dass ein Kind sogar ahnt, wie sehr es, wenn es immer wieder scheitert oder etwas Dummes anstellt, unbewusste Wünsche seiner Mutter, seines Vaters oder beider erfüllt; dass es in dieser negativen Rolle, ohne dass es die Eltern eingestehen, wohl gelitten, geradezu benötigt wird. Es würde die Eltern arg irritieren, womöglich unglücklich machen, lieferte es ihnen nicht laufend Gelegenheiten, sich an ihm abzureagieren. Dieses paradoxe Einvernehmen zwischen Eltern und Kind stabilisiert manche Familienstrukturen, bedeutet für das Kind aber, dass ihm eine positive Identitätsbildung verwehrt wird. Nur als Versager hält es die Familie zusammen, und wenn es sich später gegen die Rolle dennoch aufzulehnen versucht, wird es bei jedem kleinen Rückschlag von seinen Selbstzweifeln eingeholt und niedergedrückt.

In einer Psychoanalyse, wenn sie zustande kommt und durchgehalten wird, wiederholt ein so geschädigter Patient meist lange Zeit das alte Beziehungsmuster, bereitet sich unabsichtlich und unbewusst immer wieder Niederlagen, bis dann irgendwann aggressive Phantasien gegen den verantwortlichen Elternteil oder beide Eltern mit ungeheurer Wucht durchzubrechen pflegen. Wird diese Phase durchgestanden, kann der Patient sich in günstigen Fällen ein gutes Stück aus seiner Sündenbockfalle befreien, ohne freilich die erlittenen tiefen narzisstischen Verletzungen gänzlich ausheilen zu können. [...]

Noch ein Wort zu der gewöhnlichen, ubiquitären Versagensangst, dem Lampenfieber, das in Massen zu entwickeln keine Schwäche, sondern eine gesunde Fähigkeit ist. Lampenfieber zeigt an, dass eine bevorstehende Situation ein Risiko enthält, das in innere Spannung versetzt. Die-

se Spannung drückt sich körperlich in Erregung mit Herzklopfen aus – abgemilderte Form einer Reaktion, die in extremem Grad die Anfälle der Angstneurose charakterisiert. Lampenfieber ist also eine Art Alarmzustand.

Das Symptom des Herzklopfens liess Platon annehmen, dass das Herz die Bedeutung eines Alarmzentrums habe. Dieses Organ sei dazu bestimmt zu melden, wenn – so heisst es im «Timaios» –, «sei es von aussen oder sei es von seiten der Begierden im eigenen Innern, irgendwie Frevel wider das Ganze im Gange ist». Die Innenseite dieser Reaktion ist Angst. Die körperliche führt zu beschleunigter Herzaktion und zu Blutdruck-erhöhung. Die Leistungssteigerung des Kreislaufs war einst eine überaus sinnvolle biologische Reaktion, weil der Organismus damit darauf vorbereitet wurde, auf eine Gefahr prompt mit Flucht oder Angriff zu reagieren. Zum Teil ist diese biologische Reaktion sinnlos geworden, weil die meisten Lampenfieber erzeugenden Risiken nicht mehr mit motorischen Aktionen bewältigt werden müssen oder können. Einem bedrohlichen Prüfer kann man weder an den Hals springen, noch sollte man ihm davonlaufen. Dennoch erklären manche Schauspieler Lampenfieber als nach wie vor nützlich, weil sie mit seiner Hilfe bei ihrem Auftritt gleich «voll da» sind. Und zahlreiche Prüflinge entdecken, dass etwas Angst ihren Denkprozessen guttut. Ihre Aufmerksamkeitsspannung ist erhöht. Sie können rascher auffassen und reagieren.

Üblicherweise klingt Lampenfieber, wie empirisch erforscht wurde, ohnehin unmittelbar nach Beginn der Prüfung rasch ab, sobald der Prüfling angefangen hat zu reden. Fatal wirkt es sich erst aus, wenn es eskaliert und auf hohem Niveau in Prüfungssituationen anhält. Panische Unruhe, Gedankenverwirrung, totaler Konzentrationsverlust, Leere im Kopf, Schwindelgefühle können bekanntlich zu totaler Dekompensation führen – Hinweis für einen oft behandlungsbedürftigen Konfliktintergrund.

Normales akutes Lampenfieber ist jedenfalls kein eigentliches Problem. Aber es ist zu bedenken, dass heutzutage Bildung, Ausbildung und Berufsleben sich zu einer Dauerprüfung entwickeln oder schon entwickelt haben. Ewig geht es um Erreichen oder Verfehlen von Noten, Punkten, Normen, Ranglistenplätzen. Mit der Einschulung – oder auch schon vorher – beginnt ein lebenslanges Etappenrennen unter permanentem sozialem, aber auch innerem Erfolgsdruck. Der ewige Kampf um Sieg oder Versagen fördert die geschilderten neurotischen Familien-

strukturen, in denen narzisstisch verletzte Eltern ihre Kinder in Versagensangst und reales Versagen treiben. Zugleich dringt er mit seinen quantitativen Kriterien so weit in das Innenleben ein, dass selbst in den privatesten Lebensbereichen am Ende gemessen wird, ob man auf der Sieger- oder der Verliererseite steht. Ob man sich in der Liebe glücklich nennen darf, bestimmen Frequenz, Dauer und Dynamik der Sexualkontakte. Ob man sich gesund fühlen darf, entscheiden Laborwerte, das Verhältnis zwischen Soll- und Istgewicht, die Leistungen am Hometrainer, die ohne Kollaps bewältigten Jogging-Kilometer. Gewöhnt, nur im Schema von Erfolg oder Versagen zu leben, empfindet man es unheimlich, in irgendeinem Bezirk sich nicht an Normen beweisen zu können, ob man in Ordnung ist oder nicht. So reproduziert sich die Versagensangst paradoxerweise am Ende in einem Teufelskreis ewig neu – und hält damit indirekt den Stressbetrieb in Gang, unter dem sie leidet.

Fremdenangst und Fremdenhass

Die Welle der Ausschreitungen gegen Asylbewerber und Ausländer, die sich im Herbst 1991 zu einer regelrechten Epidemie auswuchs, erzeugte Entsetzen, Verwirrung und Ratlosigkeit. Warum musste das passieren und warum gerade jetzt?

Zur Erklärung verweist man auf die anschwellende Zuwanderung von Flüchtlingen und Übersiedlern, die sich mit den wirtschaftlichen Belastungen der Vereinigung – Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Steuererhöhungen usw. – kreuzt. Aber was sich jetzt entlarvt, lag unter der Oberfläche schon lange auf der Lauer, konnte sich nur nicht artikulieren. Man vergesse nicht, dass erst die Entlassung aus den beiden Blöcken des Kalten Krieges uns plötzlich vereinigte Deutsche erstmalig seit Jahrzehnten auf die Probe stellt, zu erkennen zu geben, wie wir ohne äussere Abstützung mit unseren Problemen umzugehen vermögen. Unser doppelter Satellitenstatus hatte uns nach 1945 eine im Westen subtilere, im Osten totalitäre Vormundschaft beschert, die uns nur in Grenzen erlaubte, uns selbst zu definieren. Aber nun sind wir auf uns selbst angewiesen, und die Aufgaben der ökonomisch-technischen Organisation der Vereinigung und der Integration in die internationalen Bündnisse entbinden uns nicht von der Notwendigkeit, uns mit der Innenseite unserer Gesellschaft zu beschäftigen und uns der Verankerung unserer humanistisch-demokratischen Leitbilder, die wir immerfort beschwören, zu vergewissern.

Plötzlich erkennen wir die Schwierigkeit, als einander entfremdete Teile eines Volkes eine komplizierte Periode mit erheblichen Einschränkungen und Opfern durchzustehen, ohne von den automatisch fälligen Spannungen in primitive Mechanismen aggressiver Abreaktion abzugleiten. Dass in unserem Volk eine lange unterschätzte, wiewohl begrenzte Minderheit auf dem Sprung ist, bei entsprechender Verführung Sündenbockkreationen zu entwickeln, dürfte uns eigentlich nicht verwundern. Schon vor Jahren machten die Wahlerfolge der Republikaner dieses Potential sichtbar. Fremdenangst und Fremdenhass waren die Motive, auf die sich ihre Propaganda stützte. Nur weil der Rechtsradikalismus damals gerade über kein besonders zugkräftiges Feindbild verfügte, kroch er für eine Weile wieder in seine Verstecke.

An unserem Psychosomatischen Zentrum fragten wir uns damals: Welche Bedingungen müssen Minderheiten erfüllen, dass sich an ihnen rechtsradikales Ressentiment entzünden kann? Wer sind eigentlich «Fremde» dieser Art? Nur Ausländer, Angehörige fremder Kulturen? Oder passen auch Gruppen von Landsleuten in dieses Schema, wenn sie nur irgendwie «anders» sind und zu Ausgrenzung und Ächtung geeignet scheinen? Wir arbeiteten 1989 an einem Forschungsprojekt über die psychosozialen Aspekte von Aids, insbesondere über Diskriminierung und Stigmatisierung. In diesem Zusammenhang führten wir (...) in der Bundesrepublik eine repräsentative Erhebung durch und stellten zu unserer Überraschung fest, dass die Deutschen im Durchschnitt türkische Gastarbeiter, Asylbewerber und sogar Zigeuner weniger unsympathisch fanden als Homosexuelle, Prostituierte und Drogenabhängige. Die auf dem «Sympathie-Thermometer» erreichten Werte betragen für türkische Gastarbeiter 45 Prozent, für Asylbewerber 36 Prozent, für Zigeuner 34 Prozent, für Homosexuelle 27 Prozent, für Prostituierte und Drogenabhängige je 22 Prozent. Allerdings war Aids seinerzeit das Sensationsthema der Medien. Schwule, Prostituierte und Fixer waren als «Verbreiter» der Seuche gebrandmarkt, und die gleichen politischen Kräfte, die heute die Asyldebatte mit den schärfsten Forderungen anheizen, plädierten damals für strengste Überwachung der Aids-Risikogruppen, für Aids-Zwangstests sowie Intensivierung von Polizeiaktionen und strafrechtlichen Massnahmen. Eine seuchenhygienische Absonderung von Aids-Infizierten befürworteten von den Anhängern der Republikaner 47 Prozent, der CDU 36 Prozent (CSU konnte, da nicht bundesweit vertreten, nicht berücksichtigt werden), der SPD 31 Prozent, der FDP 28 Prozent und der Grünen 11 Pro-

zent. 51 Prozent der Deutschen waren 1989 geneigt, einer Wiedereinführung des Verbots homosexuellen Geschlechtsverkehrs zuzustimmen.

Die Aufregung über Aids sorgte also vor zwei Jahren dafür, dass die mit der Ansteckungsgefahr identifizierten Gruppen mehr Fremdenangst erzeugten als Ausländer und Asylbewerber. Die besondere Beunruhigung durch die sogenannten Aids-Risikogruppen erklärte sich natürlich auch durch die sexuelle Komponente der Gefahr. Aids rührt an die Verdrängung eigener triebhafter Versuchungen. Das gewollte Fremd- und Anderssein diente im Falle der Aids-Hysterie eben auch der Verleugnung einer in Wirklichkeit besonders nahen, aber umso mehr gefürchteten Verwandtschaft [...].

Unsere Untersuchungen führten uns zu dem Schluss, dass die neuerdings zu Pogromen ausgeartete Kampagne gegen Ausländer sich nur zum Teil an den rassistischen oder spezifischen soziokulturellen Merkmalen entzündet, zugleich einem verschiebbaren Ressentiment entspringt, das sich so oder so abreagieren will und sich gerade dort anzuheften pflegt, wo sich das Sündenbock-Image momentan am einleuchtendsten aufbauen lässt. Das Grundübel steckt in der relativen Intoleranz für psychosoziale Belastungen, wodurch eine Regression auf die Stufe archaischer aggressiver Abwehr von Verunsicherung begünstigt wird. Es ist schwer zu übersehen, dass von dieser deutschen Schwäche nach 1945 mehr übriggeblieben ist, als man lange Zeit zugestehen wollte.

Der Argwohn, dem wir Deutschen bei unseren Nachbarn immer noch häufig begegnen, ist also, so sehr wir uns gegen ihn verwahren wollen, so unbegründet nicht. Die musterhafte Bravheit, mit der wir unsere bundesdeutsche Demokratie entwickelt und gepflegt haben, wurde über die Jahrzehnte durch das Korsett unseres kontrollierten Satellitenstatus abgestützt. Lange Zeit haben wir uns gehorsam ganz bescheiden und klein gemacht. Aber mit dem Triumph über den Zusammenbruch im Osten und über die neue Machtstellung in Europa kroch hervor, was man an uns nicht zu Unrecht fürchtet: die mangelhafte Balance zwischen Kleinheits- und Grössenideen, zwischen Minderwertigkeitsgefühlen und Selbstverklärung.

Nach Hitler und Auschwitz jahrzehntelang geduckt, sah sich eine unbelehrte Minderheit durch den plötzlichen neuen Spielraum zu einer fatalen, überkompensatorischen Weltmeisterstimmung ermuntert und verleitet – Ausdruck eines ataktischen Schwankens, das zwischen Abheben nach oben und autoritätsergebener Unterwürfigkeit nie recht zum

Gleichgewicht einer soliden, unverkrampften Selbstsicherheit gefunden hat. Auf die Euphorie von 1990 folgte ein Katzenjammer, auf die überschwenglich halluzinierte gesamtdeutsche Harmonie jähe Enttäuschung, Zerwürfnis, Pessimismus – gemeinsamer Nährboden für das Wuchern jenes Ressentiments, das sich dann in West und Ost wie nach koordinierter Planung in den ausländerfeindlichen Pogromen auszutoben begann. Hier wie dort unter dem gleichen, wieder ausgegrabenen, peinlichen Symbol der Reichskriegsflagge. Hoyerswerda, Greifswald, Hünxe sind längst zum Symbol des neuen hässlichen Deutschen geworden.

Wie gefährlich ist das Übel? Jedenfalls kann man es noch weit gefährlicher machen, wenn es die Parteien durch opportunistisches Polarisieren schüren. Man kann es aber auch bald eindämmen, wenn eine besonnene Mehrheit die beschämende Erbärmlichkeit des Ressentiments hinreichend sichtbar macht und den Randalierern in parteiübergreifender demokratischer Solidarität entschlossen entgegentritt. Obendrein sollte das verheerende Auslandsecho manchen rechtslastigen Sympathisanten den Kopf zurechtrücken und daran erinnern, wie not es uns Deutschen tut, mit allem Engagement jenem Ungeist zu wehren, mit dem wir noch unlängst die Welt in Angst und Schrecken versetzt haben.

Während ich diesen Text verfasse, wird bekannt, dass laut Emnid unlängst 34 Prozent der Deutschen die ausländerfeindlichen Aktionen der Rechtsradikalen mit Verständnis begleiteten. Momentan überwiegt im Bild der Parteien peinlicher Streit darüber, wer mit welchen Mitteln die Flüchtlinge wirksamer fernhalten oder rascher wieder hinauswerfen kann, was den Anschein erweckt, als seien diese die verantwortlichen Täter, die Urheber ihrer eigenen Verfolgung – als gebühre nicht die allererste Anstrengung der Abwehr des Gewaltpotentials und seiner Wurzeln in einem wiederauflebenden rechtsradikalen Ungeist. Mit dem Vorwurf des «Missbrauchs des Asylrechts» schürt man den Argwohn, nicht Elend und Angst vertrieben die Flüchtlinge aus den Ländern, ihrer Sprache und ihrer vertrauten Kultur, sondern die hinterhältige Absicht, unsere noble Rechtsordnung zu untergraben. [...]

Es interessierte unsere Forschungsgruppe, inwieweit Argwohn oder Sympathie gegenüber Fremden von psychologischen Persönlichkeitsmerkmalen abhängt. Wir schlossen mit dieser Frage an andere Untersuchungen an, in denen wir erforscht hatten, wie sich in politischen Meinungen psychologische Charakterzüge abbilden. R. Schürhoff von unserem Zentrum hat überprüft, wie jeweils die Deutschen psychologisch

beschaffen sind, die für Türken, Asylbewerber und Spätaussiedler entweder positive oder negative Gefühle haben. Er hat diese drei Gruppen in einer Cluster-Analyse (ein spezielles statistisches Verfahren) zusammengefasst und mit Hilfe des von Beckmann und dem Verfasser entwickelten Giessen-Tests psychologisch analysiert. Die Befunde wurden aus der repräsentativen Erhebung gewonnen, die wir im Rahmen unseres Aids-Projektes anstellten.

Ausgeprägte Antipathie gegen Türken, Asylbewerber und Spätaussiedler äussern demnach diejenigen Deutschen, die sich persönlich überhaupt als eher misstrauisch und kontaktunsicher beschreiben. Wie sie sagen, tun sie sich in der Zusammenarbeit mit anderen schwer. Sie sondern sich lieber ab. Um andere Menschen machen sie sich verhältnismässig wenig Sorgen. In der Liebe aus sich herauszugehen, liegt ihnen gar nicht. Im Umgang mit dem anderen Geschlecht erleben sie sich eher als recht befangen. Im Ganzen haben sie ein schwaches Selbstwertbewusstsein. Weiterhin liess sich errechnen, dass Fremdenantipathie stärker in der unteren Bildungsschicht, dagegen wenig unter Anhängern der Grünen und der FDP verbreitet ist.

Umgekehrt fehlt diese Antipathie weitgehend bei denjenigen Deutschen, die sich als kontaktfreudig, kooperativ, liebesfähig und fürsorglich beschreiben und an ihrem Selbstwert wenig zweifeln. Sie gehören überproportional häufig der höheren Bildungsschicht an und finden innerhalb der Parteiwählergruppen die deutlichste Unterstützung von den Grünen.

Dies sind gewiss keine sensationellen, unerwarteten Befunde. [...] Von Fremden sieht sich also vergleichsweise am wenigsten bedroht, wer insgesamt ein entspanntes, offenes Verhältnis zu seiner Umgebung hat. Interessant scheint, dass nicht nur fürsorgliche Gefühle, sondern auch erotische Unbefangenheit und Hingabefähigkeit zu den Merkmalen zählen, die offensichtlich eher vor Fremdenangst und -hass schützen. Bedenkt man, dass unter den Vorurteilen gegen Ausländer und Asylbewerber oft ein ausgeprägtes Sexualmisstrauen eine Rolle spielt (Vermutung hoher Potenz, Promiskuität, viele Kinder), erscheint durchaus plausibel, dass wer mit seiner eigenen Sexualität ungezwungen und befriedigend umgehen kann, in dieser Hinsicht weniger Grund zu Resentiment gegen fremde Zuwanderer hat.

Das Kapitel sollte nicht ohne erneute Erinnerung daran abgeschlossen werden, dass wir Deutschen wie die übrigen westlichen Industriegesellschaften in dem anwachsenden Flüchtlingsproblem indirekt einem eige-

nen ursächlichen Versagen begegnen. Die Armutsflüchtlinge aus den Elendsgebieten der Welt, im Verhältnis zu den politisch Verfolgten ein wachsender Anteil, konfrontieren uns mit der Schuld des rücksichtslosen Egoismus der Industrieländer, der durch Missbrauch der eigenen wirtschaftlichen Macht die Kluft zu der notleidenden Hälfte der Menschheit stetig erweitert. Allein ihr Schuldendienst zwingt die Länder der Dritten Welt, jährlich 50 Milliarden Dollar netto an ihre wohlhabenden Gläubiger zu zahlen. Ihre zunehmende Verarmung erzeugt einen explosiven Druck, dessen sich die zunehmend von Flüchtlingen gesuchten Zufluchtsstaaten mit noch so rigorosen Abschottungs- und Abschiebungsverordnungen auf die Dauer kaum werden erwehren können.

Mit der Weigerung, in den Elendsflüchtlingen eine Widerspiegelung eigener selbststüchtiger Rücksichtslosigkeit zu erkennen, wächst von Tag zu Tag die Gefahr, die Chance einer eben noch rechtzeitigen Abhilfe zu verpassen. Diese Verblendung rechtfertigt die heraufdämmernde Besorgnis, dass unsere Industriegesellschaften mit ihrem verantwortungslosen, egoistischen Expansionismus ein globales Inferno von Chaos und Gewalt heraufbeschwören könnten. Hier liegt der Ursprung einer nur zu berechtigten Angst, die nach einem Begriff des Philosophen W. Schulz als «Weltangst» bezeichnet werden kann.

Anmerkungen

- 1 Nach O. Rank hat Freud gelegentlich die Bemerkung gemacht, dass die Psychoanalyse eigentlich von der ersten Patientin erfunden worden sei, die Breuer im Jahr 1881 behandelte und deren Krankengeschichte (Anna O.) viele Jahre später in den «Studien über Hysterie» veröffentlicht wurde.
- 2 Siehe Schilderung in Horst-Eberhard Richter: «Die Chance des Gewissens», Verlag Hoffmann und Campe, 1986.

Literatur

Sigmund Freud. [1925] 1971. Selbstdarstellung. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.